"John der Amerikaner"

Autor(en): **Redelsberger, Ed.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **193 (1920)**

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-657654

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

„John, der Amerikaner“.

Eine parabolische Erzählung von Ed. Redelsberger.

Im August 1914, als die Alte Welt ins Wackeln kam, fasste der vor 12 Jahren nach Amerika ausgewanderte Schreinermeister Johann Müller den Entschluss, wieder in die alte Heimat zurückzufahren, um seine derben Fäuste im Notfall dem freien Schweizerland zur Verfügung zu stellen. Drüben hatte er ordentlich Glück gehabt. Drei Jahre arbeitete er auf einer Farm, im zweiten starb der Farmer, ein Berner, im dritten heiratete er dessen einzige Tochter. Seine Frau ging ganz gerne mit ihm nach Europa.

Es erregte daheim ziemliches Aufsehen, als eines schönen Tages der Johann, der jetzt „Tschohn“ (John) hiess, mit Sack und Pack und scheint's mit schönen Batzen angewalzt kam. Zuhinterst im Tal, elf Kilometer weit von der Bahn, kaufte er eine ländliche Liegenschaft. Nachbarn hatte er dort wenige, aber der Postwagen, der den Verkehr über den Pass besorgt, kam zweimal dort vorbei. Auch Touristen gab es im Sommer viel. Dem Haus des „Amerikaners“ gegenüber liegt die Wirtschaft, worin die meisten von ihnen und auch die Fuhrleute gerne Rast machen.

Eines Tages brachte ihm die Post eine grosse geheimnisvolle Kiste. Der Postillon war ziemlich neugierig, was da drin sei. Auf sein Befragen erklärte ihm John, das sei gegen den Tod, und damit könne man viele böse Geister vertreiben. Dass der Amerikaner verschmitzt mit den Augen zwinkerte, das freilich merkte der gute Pöstler nicht. Eine Woche hernach wusste man im ganzen Tal bis hinunter ins Dorf, der Amerikaner habe „drüben“ das Hexen gelernt, und er könne den Teufel beschwören. Er selber hätte das dem Postillon erzählt. Wahrhaftig glaubten viele an diese Mär, und zu den wenigen, die darüber lachten, gehörte der Gemeindepräsident, der Herr Pfarrer, der Gemeindeschreiber und der Lehrer. Die andern aber gingen dem Amerikaner, wenn er mit seinem flotten Wägelein auf den Markt kam, in grossem Bogen aus dem Weg. Gleichwohl konnte ihm niemand, auch nicht ein einziger, irgend etwas Anormales oder gar Unmoralisches beweisen. Der Herr Pfarrer hielt sogar grosse Stücke auf Johann Müller, der sich in der weiten Welt mit offenen Augen und hellhörigen Ohren umgetan und viele Kenntnisse erworben hatte.

Ein Jahr darauf starb der Gemeindepräsident. Kurz vor seinem Tode hatte er sich geäussert, es möge sich zu seinem Nachfolger im Amt kaum einer mehr eignen, als der Amerikaner, dessen Familie von jeher hier heimisch gewesen und als rechtschaffen angesehen war. Pfarrer, Lehrer, Gemeindeschreiber und etliche Grossbauern unterstützten diese Ansicht, sie stiessen jedoch auf den kleinlichsten Widerstand seitens derer, die sich von jener Mär hatten verblüffen lassen und von dem einmal gefassten Vorurteil nicht mehr ablassen konnten.

Endlich legte sich der Herr Pfarrer ins Mittel. Schon einige Predigten hatte er deswegen zugespitzt als Pfeile gegen den krassen Aberglauben, der auch im Dorf noch in Blüte stehe. Es fruchtete wenig! Da fuhr er selber im Postwagen ins Tal, um eine offene Aussprache mit dem Verdächtigen selbst herbeizuführen.

Bald sass er in der behaglichen, gediegenen, aber einfach ausgestatteten Wohnstube. Frau Müller tischte das Beste der Küche auf, und ihr Mann holte aus dem Keller Wein, der wahrhaftig würdig gewesen wäre der vornehmsten Tafel. Sie sprachen über dies und das. Absichtlich lenkte der Geistliche das Gespräch über auf die Kleinlichkeiten, den Aberglauben, die Verleumdungssucht so vieler beschränkter Menschen. Herr Müller, der um das Gerücht, das sich mit ihm beschäftigte, ganz genau wusste, ersparte ihm das Drumherumreden und gestand ihm, dass er jenes Geschwätz selber verschuldet habe durch die Bemerkung dem Pöstler gegenüber. Er habe nicht für möglich gehalten, dass man so was ernst nehmen könne sonst hätte er sich den unschuldigen Spass sicher nicht erlaubt.

„Nun, Herr Pfarrer,“ schloss er seine Auskunft, „will ich Ihnen den Inhalt der ominösen Kiste vorstellen. Einen Augenblick, bitte!“ Er eilte in ein Nebenzimmer und brachte ein zierliches Schränkchen herbei, dessen Tür er aufschloss.

„Gestatten Sie nun, dass ich Sie bekannt mache mit den Beschwörungsmitteln gegen böse Geister, Herr Pfarrer“, lachte Herr Müller alsdann lustig auf und entnahm dem Schränkchen Flaschen und Violen und Schachteln. „Hier haben Sie Baldriantinktur, gegen die Geister der Magenkrämpfe. Da Kopfwehpulver, gegen den Dämon Kopfschmerz. Das da ist das Sicherste gegen den Zahnwehteufel. Das doppelkohlensaure Natron hat schon manches Gespenst vertrieben, welches uns den Magen kitzelte, und der Pfeffermünz-Kamillengeist nimmt es auf mit jenen Rackern, die Übelsein und Ohnmacht verursachen. Betrachten Sie sich, Herr Pfarrer, ferner die Lanolin-Cream, den Kampfergeist, die essigsaure Tonerde, das Mutterpflaster, das Borvaselin, die Hoffmannstropfen, das Karlsbadersalz, das Lysol, das englische Pflaster, den Salmiakgeist. Stellen Sie sich die Bedeutung der 36 verschiedenen Mittel der Heil- und Pflegekunst vor, die hier in diesem Kästchen übersichtlich untergebracht sind, und sagen Sie mir selber, sind das nicht die probatesten Geistervertreiber, die Sie je selbst kennen gelernt haben?“

Der Pfarrer konnte das Lachen schon eine Weile nicht mehr zurückhalten. Der Amerikaner aber fuhr fort in seiner Auseinandersetzung: „Drüben in Amerika, wo man, Gott weiss, oft im Umkreis von soundsoviel Dutzend Meilen keinen Arzt findet, da sieht man sich schon vor. In Europa ist man bequem und oft recht nachlässig. Aber, glauben Sie mir: eine gewissenhaft organisierte Haushaltung ist nur die, welcher diese kleine eigene Sanitätsstation nicht fehlt! Ich war sehr glücklich, als ich kurze Zeit nach meiner Rückkehr erfuhr, dass die Apotheke Max Zeller Söhne, Romanshorn, diese prächtige Hausapotheke zusammenstellt und samt genauer Anleitung so ausserodentlich preiswert abgibt!“

Es war schon spät am Abend, als der Geistliche schied. John brachte ihn mit seinem Wagen nach Hause. Seinem freundlichen Besucher hatte er durchblicken lassen, dass er im Interesse des Gemeindewohls einer eventuellen Wahl keine Hindernisse bereiten würde.

Am Sonntag drauf flocht der Pfarrer sein Erlebnis im Haus des Amerikaners geschickt in seine Predigt ein, wobei er es an kräftigen Anspielungen nicht fehlen liess. Und als mehrere Wochen hernach die Gemeinde zur Wahlurne schritt, erhielt Herr John Müller einstimmig die Berufung zum Präsidenten der kleinen Gemeinde des Schweizerlandes, das er — als „Tschohn“ — zu beschützen und zu verteidigen „herüber“ gekommen war!